

Offener Schreibbrief von Philip Sauerampfer's Vetter, John Stramper.



St. Juan de Portorico, 1. Dec. Mr. Editor! Was die Nütis hier sein, so kann man ihne gar net tröste. Sie ihue alle schlechte, wo se ihre Hand aniege könne, and ich muß jede Nacht an Gard sein, sonst käle se mir mei ganze Schönte auskriete. Das is auch die Nütis, daß die Schöndlers röß zu se sie and se net mehr im Kamp toleräre wolle, bitohs sie müße expete, daß die braune Hallunte ihne noch ihre paar Döbbs vor die Nase wegsteble ihue. At fößt, wo die Americanos hier angetomme sein, hen die Nütis Angst vor se gehet and unser Körnel hat mit sei rothe Nohs and sei wüßte Viehsach abhmoft die Wütts aus ihne herausgeschläret, and se harowe sich behäwed, böt wo se gesete harowe, daß die Americanos gar net so böse sein thäte, hen se mit se uffgemacht and dann seie se alle Tage frecher geworde, bis es gar net mehr mit se zu schände is.

Läst Wiet hen ich von dem Untel in New York e fresche Schand von Lidrow and Cigars gefendet getriegel and bitohs daß es die Thantsgiving Woch war, hat mir der Untel e seine lebendige Türtie geschickt and hat mir geschriebe, er thät höffe, daß der Türtie in gute Kondischön in Portorico antomme thät and denn fößt ich mei frends zu e seine american Thantsgiving Dinner inweite. Wo der Körnel den Türtie gesehen hat, hat er über sei ganze Fäßß geseheid and rimartt: „Well John, den Türtie wolle wir uns am Donnerstach sein schmede lasse, e Türtie für Thantsgiving is doch ät list e Zeichen von Giollifaktion in diese betrudete Pötrie. Ihue nur Obacht gewo, daß die verflirtNütis, wo sich hier neben dem Kamp herumdreibe, ihne net schteble ihue.“ „Oh,“ antere ich, „da is sei Tensch: wir ihue ihne noch die zwei Tag in sei Kuhp lasse and bei Tag ihue ihne hier auftehd vor die Door schteble and bei Nacht ihue ich in mei Schönte nehme and die Door höffe, da solle die Schpigbube woll ihre Finger davon lasse.“

Es hat auch noch sei 10 Minants genommen, da seie die Nütis von alle Seite gelomme, um den Türtie anzutude. Nehse ihue se uff dem betrudeten Filand line net and so hen se alle um den Kuhp geschtanne and mei Nütio geseht, wo der Börd herkomme thät, ob er sliege fönt and sein zu esse wär etc., etc. Well mein Nütio, wo lange in die Zuhneid Schlies war and e hivilich Felloh seie ihue, dacht er woll fönt mit se mache; so antere er, der Börd wär der große amerikan Fagel, wo sein zu esse wär, böt wo ihue schwer in ihre Stomad sliege wird, wenn se ihre Diebfinger net den ihne lasse thäte. Well se hen denn noch e halb Schund da herumgeschtanne and in ihre Gibberich mit enanner getakt and dann seie se los and ich her gendte, se hätte ihr Kuriositie hatsseid and werde den Türtie in Kuh lasse.

Am Ivening wär der Körnel and mehrere annere Gäst in mei Schönte and wir hen e gute Zeit gebätt. Liff e Mal hen ich gendte, ich thät e Pluttern höre, denn hen ich mei Türtie gendte and weil se bei diese Zeit schon anfing, dakt zu werde, so sag ich zum Körnel: „Sieh doch e Mal, ob unfer Türtie abt reibt is, and du thufsch en besser hereinbringe, bifor die Hallunte mit em durchbrenne ihue.“ Well, er ihue aus die Thur quide and antert: „Du tannsch unbesorft sein, John, der Türtie thut ruhig in sei Kuhp sibe and du tannsch en noch e Weil an die frische Luft lasse; ich tann von mei Thät aus den Kuhp seie and so dakt werb's net, daß en einer schlechte fönt, mitaus ich thät en erwische.“ „Aht reih“, antere ich, „paß aber uff.“ Nach e Weil hen se denn sich reddibe gemadt, hme zu geh and so sagt der Körnel: „Well, John, ich ihue bei Kuhp jekt hereinbringe and damit will er den Kuhp uffhebe, böt abt ät donz fanat er an zu hollere, denn thut er in die Schönte omme and höllert: „Der Döbel soll bei miserables Bieff von e Türtie holl, des Luber dakt mir abhmoft e Finger abgehakt.“ „Well, ich ihue den Körnel sei Wöste antude and sag: „Das is net fößibel, daß e Türtie so beife kann,“ denn is mir wie Leitring e Gibia in mei Reind getomme and ich bin hinaus, den Türtie anzutude and da se ich denn die Beföderung. Die verdamnte Schpigbube hen sich äs hüh äs es dort zu werde anfing, an den Kuhp geschnekt, mei Türtie herausgenomme and e große Buzzard, wo hier bei die Millions herumsliege, hineingethan. And der Körnel hat die ganze Zeit den Kuhp mit den Buzzard gewatfch and gemeint, es wär mei Türtie. Well der Körnel wer fuchsdeibelswild, net allohn, daß er sei Türtie net vor Thantsgiving friege thät, hat er auch noch e ganz veröbste Hand gebett and wo die Weus ausgefunne harowe, welchen Trid die Nütis an uns geschnekt hätte, hen se uns noch ausgelacht and hen mich im ganze Kamp Buzzard John gefakt.

Wöt für Thantsgiving hen ich enniebau e seines Dinner gebett and den

fred and den Körnel inweite. Mei Nütio hat mir drei seine Tschidens geholt and er thuts auch sein önderschtände, se zu preparé. Der Körnel hat ersich noch gerrault, daß er aus sei Tschidens geschiedet wär, böt wo er e Tschidens and e Dofend Bonies Wistie dann gebett hat, but er meir betiteseid gefühlt and geschaltet, Schotories zu erzähle. So faat er: „Es is firantich, böt mit die Türties hen ich schon heroderal Teims Trubel gebett and bei eine Ötläschön hen se abhmoft mei ganze Bläß demolisch. Dos seie eben 20 Jahre zurtüd, wo ich e Groferie and e Saluhn an der Se Schach and Avenue A harowe thät. Es war auch e fuh Döhs bifor Thantsgiving, als e paar Kellohs, wo Kofümmer zu mir sei thate, in mei Saluhn tame and sagte, se wolle e Türtie-Köffel für die Benefit von ihre Klöb arrändsche and ob se die Türties in mei Bläß ausschleffe fönte. Well ich hen ich Öbbschtichön gemadt and am nähste Tag bringe se vier Türties in e Kuhp, thue se vor mei Thür schteble mit e Lölö dran: Großes Türtie-Köffel - 10 Cents e Tschidens - Tictets im Saluhn zu lasse.“

Wöt die Türties wär solche puhx luding Lot, daß die Leit gefocht harowe and ihre fönn gemadt, and ich hen seinliche die Kellohs ritweidte, ihre Türties wo anners bin zu nehme, da mei Büßneß Repputatichön höffere thät, wenn ich solch Viehzug eröbte thät. Well se hen mich denn gesehd, se über Nacht in mei Saluhn zu tiepe and am nähste Morgen wolle se in annere Bläß for se seie. Well ich sag: „Aht reih“, and wo ich höffe ihu, bringe se die Kuhps in mei Saluhn.

Rebaut 3 o'clock am Morgen thut mei Alle mich in die Rihs schtehd and sag: „Jim, schtehd uff, ich hör was in unsere Groferie, da müße Bürglars drinne sei. Well bei die Zeit hen ich gar net mehr an die Türties gendte and wo ich heruntorkomm, seh ich, daß die halbverhungenre Viecher aus ihre Reihy herausgelomme and in die Groferie gelaufe wär, wo se e Bor mit Craders and e halbe Schweizer Tschies schon abhmoft uffgestreffe thäte. Wo ich aster se tomme, lasse se egal wo an den Kaunter, daß ich se net fätsche tann and wo ich fuchtig werde and e Klöb nach se schmeiß, fliege se uff and dorch den Bläß. Der eine thut mir alle Globes von den Ghändelher herunterichmeiß, der annere fliegt in den Saluhn and wo se durch den Miror bibeid die Bar fliege will, schmeißt er mir alle Bottiels and Glässes herunter, daß se rassel thät. Ich hen schon manche Jagd mitgemacht, böt, Weus, ich sag Euch, diese Türtier hönt thät einiges biete. Wö ich all mei feine Glässes and Vittors herunterstiege soh, krieg ich die Wuth, schmeiß mei schwere Klöb nach dem verflirt Türtie, böt der thut sich dödsche and der Knippel fahrt mitte in den große Miror, daß die Viehies in alle Dierichschön slöge. Bei diese Zeit is mei Weis and das Sördant Göl getomme and fangt auch an zu tshädsche and mei Alle thut ihre Slippers hinter se herdschmeiß, wobei se zwei Dofend mired Pictels vons Schelf herunterseure thät, daß se all in Viehies wär. In der Mientem thut die Marie mit ihre Bruhm aushole, um eins von die Viecher in die Luft zusammenzuschlage, böt haut danebe and trifft mei Alle uff den Kopp, daß se tollaffe thät. Well Weus, wir hen ebaut e halb Schund hinner die Türties hergeschäds, alles was net niet and nagelsett war, is heruntergeraffelt and wo wir das Viehzug enlich zusammengeschlage thäte, sah mei Bläß aus, als ob e Geitlohn dorchgefahre wär and mei Alle hat e großes Hoin an Kopp gebett and ihre falsche Zähne zerbroche. Wannern Tag wolle die Fellohs noch Dammabfches vor ihre Türties, böt wo se mei Bläß gesehe harowe, hen se nit mehr gefagt. Wöt seit die Zeit hen ich sei Zuh mehr vor leit Türties gebett. Ihr

John Stramper.

Ein schneller Wechsel.

Bild aus dem Leben von M. Hirschteld.

Am Sonntag Vormittag vom acht bis zehn Uhr wurde bei dem Rechtsanwalts Sommer noch gearbeitet. Die Thüre des Advokaten öffnete sich und dieser trat in eigener Person heraus, einen Aktbogen in der Hand. „Wer hat diesen Brief geschrieben?“ fragte er den Bureauvorsteher mit großer Stimme. Dieser blickte zuerst auf das Geschriebene, dann auf die Reihe der hinter ihm stehenden Schreiber, und mit einem verächtlichen Achselzucken wies er auf eine lange hagere Gestalt. „Leonhard!“ sagte er in einem Tone, als wolle er um Erksühnung bitten, daß dieser Mensch im Allgemeinen, und in der Schreibertube im Besonderen existiere.

Der Rechtsanwalts kann ein wenig nach und sagte dann: „Aha, der! natürlich, immer der! so ein Mensch ist eine Schande für den ganzen Schreibertand. Ich verlange nicht, daß meine Schreiber besondere gebildete Menschen sein sollen, aber solche haarsträubende Fesler, wie sie hier in dieser Abschritt vorhanden sind, lasse ich mir nicht bieten. Sie können ja nicht die geringste Schulbildung zu haben,“ wandte er sich an Leonhard, der sich soeben bei der Nennung seines Namens erhoben hatte und nun wie ein abgestanzter Schuljunge

da stand, obwohl er seine dreißig Jahre zählen mochte. „Von nächstem Ersten sehen Sie sich nach einer anderen Stelle um, und wenn ich Ihnen raten soll, werden Sie Hausknecht,“ schloß er unter dem Gesichter der übrigen Schreiber.

Als das Bureau um zehn Uhr geschlossen wurde, ging Friz Leonhard heim und stieg die fünf Treppen bis zu seinem Dachstöckchen empor. Dort machte er sich über das Frühstück her, nachdem ihm seine Wirtin, Frau Pelz, hingestellt hatte. Es bestand aus einem Stück Brod und einem winzigen Stückchen Wurst. Als er den ersten Bissen von der Wurstscheibe heruntergeschluckt hatte, klopfte er an die Thüre des Nebenimmers und Frau Pelz erschien. „Verzeihen Sie gütlich,“ sagte Leonhard in bescheidenem Tone, „die Wurst hat einen Beigeschmack.“ In der That hatte die Wurst nicht nur einen Beigeschmack, sondern sie wäre auch für jeden civilisirten Menschen ungenießbar gewesen. Die gute Wirtin schien aber anderer Meinung zu sein. Ihr Gesicht röthete sich vor Zorn, und sie stemmte die Arme in die Seiten und rief entrüstet: „Seht mir doch einmal dies Jammergeschell von einem Schreiber an! Die Wurst ist ihm nicht gut anema. Was will er denn eigentlich für seine paar Pfennige haben! Sie verstehen überhaupt nicht was ichmedt oder was nicht schmedt, und was ein Beigeschmack ist, davon haben Sie gar keine Ahnung, verstehen Sie wohl?“ Leonhard murmelte, er werde sich wohl geirrt haben, worauf Frau Pelz noch längere Zeit über die Verderbtheit der Einrichtung redete, daß ein Schreiber überhaupt einen Geschmack habe. Als sie sich endlich entfernt hatte, legte Leonhard seinen Sonntagsgang an und ging spazieren. Er schritt zum Thore der Stadt hinaus und gelangte in die Villentolonie. Es gab dort Villen, welche schon Paläste zu nennen waren, und der Anblick derselben war unentgeltlich, wenn er überhaupt möglich war. Denn diese dieser Villen standen inmitten großer Gärten, von Bäumen und dichten Laubwerk umgeben.

Vor der Gitterthüre, welche den Garten einer Villa umgab, blieb Friz Leonhard stehen und hatte nach der Veranda hinauf, auf deren Treppe eine junge Dame, Aurelie, die Tochter der Baronin von Hochberg, stand. „Es ist schön,“ sagte die Baronin ihre Mutter, „daß es dem Bösel erlaubt ist, so ohne Weiteres die Villenstraße zu benutzen und gar noch vor dem Gitter stehen zu können. Da geht nun wieder ein Mensch nieder, dessen bloßer Anblick mir schon unangenehm ist. Wenn er nicht bald vorliegt, rufe ich den Diener, damit er den Hund auf den Menschen losläßt.“ Sie trat in das Haus hinein, und als Leonhard die blendende Schönheit, die er bewundert hatte, nicht mehr erblickte, entsetzte er sich sehr.

Der zu nächsten Villa gehörige Garten war von einer Mauer umschlossen, über welche ein Zweig mit saftigen Kirscheln herabhing. Der Schreiber überlegte, ob er die Hand nach dem durchstehenden Obst ausstrecken sollte. Sein Blick fiel auf ein kleines Schild, das unter dem Obstdenke angebracht war. „Leonhard,“ las er darauf. Nun konnte er sich einbilden, daß der Garten ihm gehöre, und rasch bog er den Ast mit den Kirscheln herunter und begann zu essen. Eine nervige Frau, die ihn an Krügen packte, störte ihn in diesem Vergnügen. Es war ein Gendarm, der sich bringend die Adresse des Kirschelndiebes ausbat, und Friz Leonhard nannte seinen Namen und seine Wohnung. Es war heute ein trüber Tag für ihn gewesen. Ihm stand der Verlust seiner Stellung und die Bestrafung wegen Kirschelndiebstahls bevor, und dennoch war der Schreiber nicht gar zu sehr niedergeschlagen, oder vielmehr, er war so niedergeschlagen, wie immer. Das Leben hatte ihm bisher nur Entbehrungen geboten, er war stets von allen Seiten gelühdert worden, und er erwartete auch nichts Besseres. Im Nebenstand er allein, und er wußte, daß er sich schon irgendwie durchschlagen werde. Als Leonhard den folgenden Morgen das Bureau betrat, ließ der Rechtsanwalts ihn sogleich in sein Kabinett rufen. „Aha, er will mich sofort weg-schicken,“ dachte der Schreiber. „Sie heißen?“ „Friz Leonhard,“ lautete die Antwort, ohne daß der Gefragte sich über diese Frage wunderte. Dazu war er zu abgestumpft. „Wie alt sind Sie? Wo und wann sind Sie geboren? Wie heißt ihr Vater u. s. w.“ Nach jeder Antwort, welche der Schreiber gab, erhellte sich das Gesicht des Rechtsanwalts mehr und mehr. Nach der zweiten Frage zwang er ihn, sich ihm gegenüber zu setzen. Nach der dritten umarmte er ihn. Leonhard sprang entsetzt auf, da er glaubte, sein Prinzipal wäre wahnsinnig geworden, aber dieser drückte ihn auf den Stuhl nieder und sagte: „Ich bitte Sie, hochwohlgeboren sitzen zu bleiben und anzuhören, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Ihr Onkel, der Herr Leonhard, ist plötzlich gestorben und hat sein Testament hinterlassen. In Folge dessen sind Sie Universalerbe, d. h. Besitzer einer Villa und von zwei Millionen baar. Ist Ihnen das recht?“

„Zawohl, jawohl!“ erwiderte Leonhard betäubt. „Der Verblüdete hat noch kurz vor seinem Tode erwünscht, welche Legate er machen wolle, so z. B. hunderttausend Mark für den Verein zur Erforschung des Nordpols.“ Sie werden die Kleinigkeit doch aus Privat bezahlen?“ „Zawohl, jawohl!“ Drei Tage später gab der frühere Schreiber und jetzige Rentier Leonhard seinen Freunden und Bekannten, von deren Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hatte, ein großes Dinner. Er selbst saß auf dem Ehrensitz, an der Spitze der Tafel, zwischen seinem ehemaligen Prinzipal, dem Rechtsanwalts Sommer und der Baroness Aurelie von Hochberg.

Nach dem ersten Gang erhob sich der Rechtsanwalts und brachte einen Toast auf den Gastgeber aus, indem er ihn als eine „Leuchte der Wissenschaft“ (er send Mark vermacht) feierte und ihn wiederholt „unser gelehrter Freund“ nannte. Aber diese Rede schmeichelte dem neuen Millionär nicht so sehr, als die Ausrufungen der Baroness Aurelie, welche ihrem Nachbar auf der anderen Seite, jedoch so laut, daß Friz es hören konnte, zuflüsterte: „Dieser Herr Leonhard ist wirklich ein bewundernswerther Mann. Wie interessant er nur aussieht! Er ist der liebenswürdigste Gesellschaftler, den ich je gekannt habe.“ Dabei hatte er ihre Fragen bisher nur mit ja oder nein beantwortet. Jedoch nicht nur im Salon, sondern auch in der Küche war man nur des Lobes voll über den neuen Herrn. Eine besonders geachtete Stellung in der Küche nahm Frau Pelz ein, die frühere Wirtin Leonhard's, welche jetzt zur Wirthschafterin avancirt war. Sie brüstete sich beständig damit, daß sie Herrn Leonhard „von früher her“ kenne, pries seinen vorzüglichsten Geschmacks und überschüttete die servirenden Diener mit anglistischen Fragen, wie dem Herrn der Lads oder die Reibhühner gemundet hätten. Einige Tage später hatte Friz Leonhard bereits erfahren, daß er einst ein armer Schreiber gewesen sei. Er sah vor seinem kostbaren Schreibtisch und ließ sich von seinem Verwalter Vortrag halten, wie irgend ein großer Herr. „Da hat noch ein Gendarm,“ schloß der Verwalter seinen Bericht, „einen Menschen ertrapt, der an einem unserer Bäume Kirscheln gestohlen hat. Soll der Dieb verfolgt werden?“ „Unbedingt!“ erwiderte Leonhard. Er hatte keine Ahnung, daß er damit den Auftrag zu seiner eigenen Verfolgung gegeben hatte.

Die Mutter. Novelle aus dem Ungarischen von Wilh. Karagay. Deutsch von Julius Gahn. Schautelnd wiegt sich der riesige Dampfer auf den schäumenden Wellen des Oceans, und schweigend starren die Passagiere hinab in die brausende Tiefe. Oben auf dem Verdeck hüllen die Matrosen einen Leinwand in wasserdicke Blenden und besetzen schwere Pfeilung an die erlarteten Rufe. Weit verhaltenem Athem blicken Alle hinab auf die aufgellende, wogende Fluth, in der der Leinwand auf dem platten, schrägen Brett in's Meer hinabgleitet. Die schweren Pfeilung schlagen plätschernd auf den Wasserpiegel; ein Sprühregen eisigkalter Tropfen spritzt empor; dann überflutet eine riesige Welle den Fied, wo die Leiche in's Meer gesenkt worden. Der Geistliche spricht mit gefalteten Händen sein Gebet; die Passagiere schlüpfen unbedenklich Hauptes, schweren Herzens ihr Amen und denken dabei im Inneren ihrer Seele: „Ach mein Gott, laß mich einst im Schooß der Erde mein Grab finden. Dann ziehen sich alle lautlos zurück; nur eine ärmlich gekleidete Arbeiterfrau bleibt allein auf dem Verdeck und starrt mit weitgeöffneten Augen stumm in's Meer hinab. Das Schiff dampft zischend und puschend weiter; die arme Frau blickt noch immer wie abgetann hinab auf das Meer. Wie Woge auf Woge sich thümt, jede Spur jener Stelle verwischt, wo ein Todter seine letzte Ruhestätte gefunden. Kälter Schauer durchzittert sie; das Blut stockt in ihren Adern: ihr friert, und zitternd taumelt sie die Treppen hinab auf's Hinterdeck, wo ihre beiden Kleinen auf einem Bündel tauern. Auf der Treppe trifft sie einen der Matrosen. Leise, jedes Wort mühsam hervorhummelnd, fragt sie kaum hörbar: „Wenn — — ein kleines Kind — stirbt, wird das — auch so — begraben?“ „Neben Sie lauter! Lauter! Ich verstehe kein Wort.“ Das magere Gesicht wird um einen Schatten bleicher. Sie schludert und schludert, um die ausgetrocknete Kehle aufzufrischen. Dann nimmt sie all ihren Muth zusammen und den Blick abwendend — denn sie wagt es nicht, dem Manne in das weiterbarte Antlitz zu schauen — fragt sie wieder: „Wird auch eine Kinderleiche — in's Wasser geworfen?“ „Freilich! Freilich! Ein Bleigewicht um den Hals — plaut, hinein damit und geschlehen ist's.“ Das arme Weib eilt zähnelappend in ihren Winkel, wo ihre Aeltere, ein goldbraunes, zehnjähriges Mädchen, das acht Monate alte Brüdchen einwiegt, das auf Lumpen in einer Badewanne gebettet liegt. Die Kleine singt den Sängling in den Schlaf, der aber

zuckt ruhelos mit den kleinen Füßchen und Händchen und weint. „Mama, Mama,“ klagt das kleine Käthchen, „ich tann ihne nicht einschläffern, er weint. Vielleicht ist er hungriq.“ „Freilich ist er hungriq.“ Mit siebender Hast nimmt sie den Kleinen auf den Arm, küßt die glühend heißen, trocknen Lippen, streichelt und küßt es und drückt es an's Herz. Die Kleine aber fährt klagend fort: „Schau, Mama, diese garstigen Männer dort haben mich angeschrien, ich soll doch den kleinen Wang zum Schweigen bringen, sonst werfen sie ih in's Wasser, wenn er ewig heult.“ „In's Wasser! Nein, nein, nur nicht in's Wasser.“ Und trampfhaft drückt sie das Kind an's Herz und flüstert ihm die tausend süßen Schmeicheln der Mutterliebe zu. Tönlern rollen über die blissen Wangen, und mit zuckenden Lippen flüstert sie: „Nicht wahr, Du wirst bald gesund werden, mein Herzblatt? Dann wird Dir nichts mehr weh thun, und Du wirst auch nicht mehr weinen?“ „Schlaf, mein Junge, schlaf, mein Herzblatt.“

Nacht wird's und langsam, langsam vertummelt das Weinen und das Wehnen des tranken Säuglings. Der Athem stockt, die kleinen Glieder werden eisig kalt. Die Mutter aber blickt starr auf das sterbende Kind, stumm blickt sie in die Munde, lautlos rollen die heißen Thränen über die weissen Wangen, und stöhnend erbebt sie sich von ihrem Sitz. Das kleine Käthchen fährt bei dieser keiften Bewegung aus dem Schlaf empor. „Mama, laß' mich nicht allein, ich fürchte mich.“ „Ich komme gleich, mein Kind, nur Händchen —“ „Ist er sehr krank, Mama?“ „Er ist todt! Will sie aufschrecken, aber ein bithaleich aufzudenner Gedanke lähmt ihre Zunge. „Todt? Wenn er todt ist, werden sie ihn ja begraben. Aber wie? In's Wasser werden sie ihn werfen. Die Fische werden seinen kleinen Körper zernagen. Nein, nein, er ist nicht todt.“ „Sag, Mama, ist er sehr krank?“ wiederholt Käthchen; „denn wenn er todt ist, wird er weinen und die garstigen Männer aufweiden, die ihn in's Wasser werfen wollen.“ Kraftlos sinkt die arme Mutter auf ihr Bündel nieder. „Nein, nein, Händchen ist nicht mehr krank, es ist ihm besser. Siehst Du nicht, wie still er ist. Nein, sie werden ihn nicht in's Wasser werfen. Schlaf nur, Käthchen, schlaf.“

Sie aber bleibt wach: am Todtenlager des Kindes durchwacht sie die grauenvoll lange Nacht. Mit andrerendem Morgen erwachen die Zwischendeckspassagiere, lauter leettergebrachte, verdönderte Arbeiter, die den Traug nicht mit Beten, sondern mit Kluch begreifen. „Noch immer kein Land zu seh'n. Noch zwei lange — lange Tagfahrten! Ob! Gott, steh mir bei!“ Die mürrischen Schläfer erheben sich der Reihe nach von dem harten Nachtlager. „Na,“ brummt der Eine, „heut' Nacht war der Balg wenigstens still. Hast Du ihm vielleicht Mohnsaft eingegeben? Ihu' das nur heut auch, daß man doch sein Bischen Schlaf hat.“ Die Mutter breitet schühdend die Hände über das Kind und schweigt. Erst als es still wird ringsum, wagt sie es, das zerschiffene Tuch zu liften, daß die kleine Leiche bedt. Sie beifst sich die Lippen blutig vor bitterem Weh, aber sie darf ja nicht weinen. Und doch, wie süß wäre es jetzt, schluchzend an der Leiche ihres Kindes niederzusenken und ihr großes Herzleid ausweinen zu dürfen. Dann rafft sie ihre Habfeligkeiten zusammen, nimmt den Säugling auf den Arm und übersteilt in den entferntesten Winkel des Dampfers, wo die Wenigsten wohnen. „Warum sind wir von dort weggegangen, Mama?“ fragt Klein-Käthchen. „Weil Händchen Ruhe braucht, mein Töchterchen. Hast Du Händchen lieb?“ „Ach, Mama, sehr, sehr lieb. Laß mich ihn einwiegen.“ „Aber leise, leise, daß er nicht erwacht.“ Und das Gesicht in beide Hände legend, spricht sie in kaum hörbarem Flüsterton: „Nein, nein, ich fürchte Dich nicht. Wir werden Dich nicht in's Meer, mein goldbloriges Junge. In's Hille fühle Grab werd' ich Dich legen und Hosanna und Beräufmeinnicht pflanz' ich Dir als Gärten darauf, ein Kreuzchen wird die Stelle schmücken, wo Dein kleines Leidenöpfchen liegt und um das Kreuzchen werd' ich Kränze winden. Und beugen werde ich Dich öft, jeden Tag und werde Dir schöne Schummerlieder singen. Nicht wahr, Du wirst sie hören? Na, mein Enkelchen wird in geweihter Erde ruhen. Nur noch zwei Tage, mein Herzblatt, schlaf, Kindchen, schlaf!“ Und sie wiegt und wiegt den kleinen Rudenstern.

Schritte nahen. Und pochenden Herzens final sie laut: „Schlaf, Kindlein, schlaf!“ Klein-Käthchen schautelt die Wiege und summt lächelnd mit: „Schlaf, Kindlein, schlaf. Draußen stehen zwei Schaf! Eine der Arbeiterfrauen redet sie an: „Was ist der Kleine?“ „Danke, es ist ihm besser.“ „Hat er heute schon getrunken?“ „Noch nicht.“

„Na lassen Sie ihn nur nicht hungern, sonst wird das Aermste ja nicht zu Kräften kommen.“ Auch das noch! Behutsam nimmt sie die kleine Leiche auf den Arm und legt die starken Lippen an die lebenswarme Brust. Gestalt rinnt es durch ihre Adern, aber immer fester drückt sie es an's Herz. So verstreicht ein langer Tag und eine endlose Nacht. Zitternd verweilt sie sich in den entferntesten Winkel mit der theuren Last. Endlich, endlich gelangt das Schiff in den Hafen. Oh, wie sie vor Angeblud bebt. Nie ist das Schiff so langsam gefahren! Eine Gwiarteit währt es, bis die Matrosen das Signal geben. „Endlich!“

Mit sieberisch rollenden Augen, rechts und links Stöße austheilend, windet sie sich durch die drängende, schiebende Menge, flücht den Strand entlang. Dort, dort — eine Bank! Zitternd bettelt sie die kleine Leiche darauf, dann kniet sie in's Anie, streichelt und küßt das eiskalte Gesichtchen; selig, sanft lächelnd und leiser, als wäre es vom Tod erwacht, flüstert sie: „Nicht wahr, mein süßer, kleiner Enkel, Deine Mutter hat Dich doch getret!“

Recht vom Eigenthum zur See.

Der Einberufung einer internationalen Konferenz zur Erweiterung des Pariser Vertrags von 1856, durch welchen die betheiligten Mächte auf die Kaperei verzichteten, wird der Congreß seine Zustimmung geben können. Der Präsident hat dies in seiner Botschaft auf Grund von ihm überreichten Denkschriften empfohlen, die durch die Weanahme von Handelsverträgen unter spanischer Flagge während des letzten Krieges veranlaßt worden waren. Die Vereinigten Staaten lämen damit auf die Stellung zurück, welche sie seinerzeit zu dem genannten Verträge einnahmen, indem sie demselben ihre Zustimmung verweigerten, weil er nicht weit genug ging. Sie verlangen, daß neben der Kaperei, wie sie durch besonders ausgerüstete Schiffe betrieben wurde, auch der letzte Rest früherer barbarischer Bräuche beseitigt und der vollkommene Schutz des Privatigenthums zur See in Kriegszeiten proklamirt werde. Es stand dies im Einklange mit ihrer noch dem Kriege mit England im Jahre 1812 durchgesetzten Forderung, daß die Durchsuchung und Weanahme von Rauffahrtsschiffen, alsbald unter welcher Flagge sie fuhrn, sowie die Befragung von Matrosen in ausländischen Seebienst aufhöre.

Im Landkriege ist der Schutz des Privatigenthums schon seit Langem anerkannte Regel. Keine Arme, die in Feindesland dringt, darf sich dort an dem Privatbesitz verzeihen; falls eine Weanahme erfolgen muß, wird dafür Duitung mit Anspruchsbeziehung gegeben, selbst wenn das confiscirte Gut zum Unterhalt der Mannschafte dienlich ist. Kein Offizier der Arme wird fremdes Eigenthum als gute Preife erklären, um dafür später den abgesetzten Werth einzutreiben. Darum sollte dieselbe Rücksicht, welche die volkrechliche Moral auf dem Lande vordreht, nicht auch auf der See gelten, warum soll dort die fremdländische Kaufmannsware freigeht sein? Die einzige Entschädigung, welche dafür beizubringen werden könnte, wäre, daß dem Handel des Feindes Abbruch gethan werden soll. Dann ist aber doch nur ein temporärer Zweck erreicht, denn nach Beendigung des Krieges wird der Handel doch wieder seine gewohnten Bahnen gehen. Außerdem liegt es den Zwecken des Krieges von heutzutage fern, die feindliche Nation wirtschaftlich zu ruiniren und gegen den Einzelnen wid ja doch der Krieg nicht geführt. In Marinekriegen mag man der Beibehaltung des Preisenswerthes das Wort reden, wie dies in einer Schrift des Capt. Mahon von der strategischen Marinelehre geschieht, die moderne Kriegführung kann sehr wohl darauf verzichten. Der tüchtie Seemann bedarf desselben als Ansporn nicht; ihm bieten die Kriegsschiffe des Feindes bessere Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu zeigen.

Die anercate Conferenz könnte sich gleichzeitig auch mit der anderen vom Präsidenten in Vorschlag gebrachten Angelegenheit beschäftigen, für den Telegraphenverkehr der verschiedenen Länder eine ähnliche Vereinbarung zu ragen zu bringen, wie dies für den Postverkehr durch den Weltpostverein erreicht wird.

Die Zustände auf England's westindischen Inseln sind seit Jahren immer trauriger und trostloser geworden. Mit aller ihrer üppigen tropischen Vegetation können diese Inseln ihre Bewohner nicht ernähren, seitdem der Haupt- Stöpelartikel, der Zucker, so bedeutend im Preise herabgegangen ist. In Jamaica sterben die Leute thätlich Hungers und wandern in Schaaren aus, soweit sie das vermögen. Die englische Regierung hat soeben eine Resolution-Bewilligung gemacht, die aber durchaus unzulänglich ist.

Von Aguinalbo's Unabhängigkeits-Erklärung - Demonstration hat sich Droyen seinerzeit wohlwollend ferngehalten; aber daß der geklöbene Jungfernenführer von amerikanischer Seite zur Rückkehr bezogen und unterstützt wurde, wird er bei der Regulirung in Rechnung zu stellen wissen.